

P. 1518. 5513

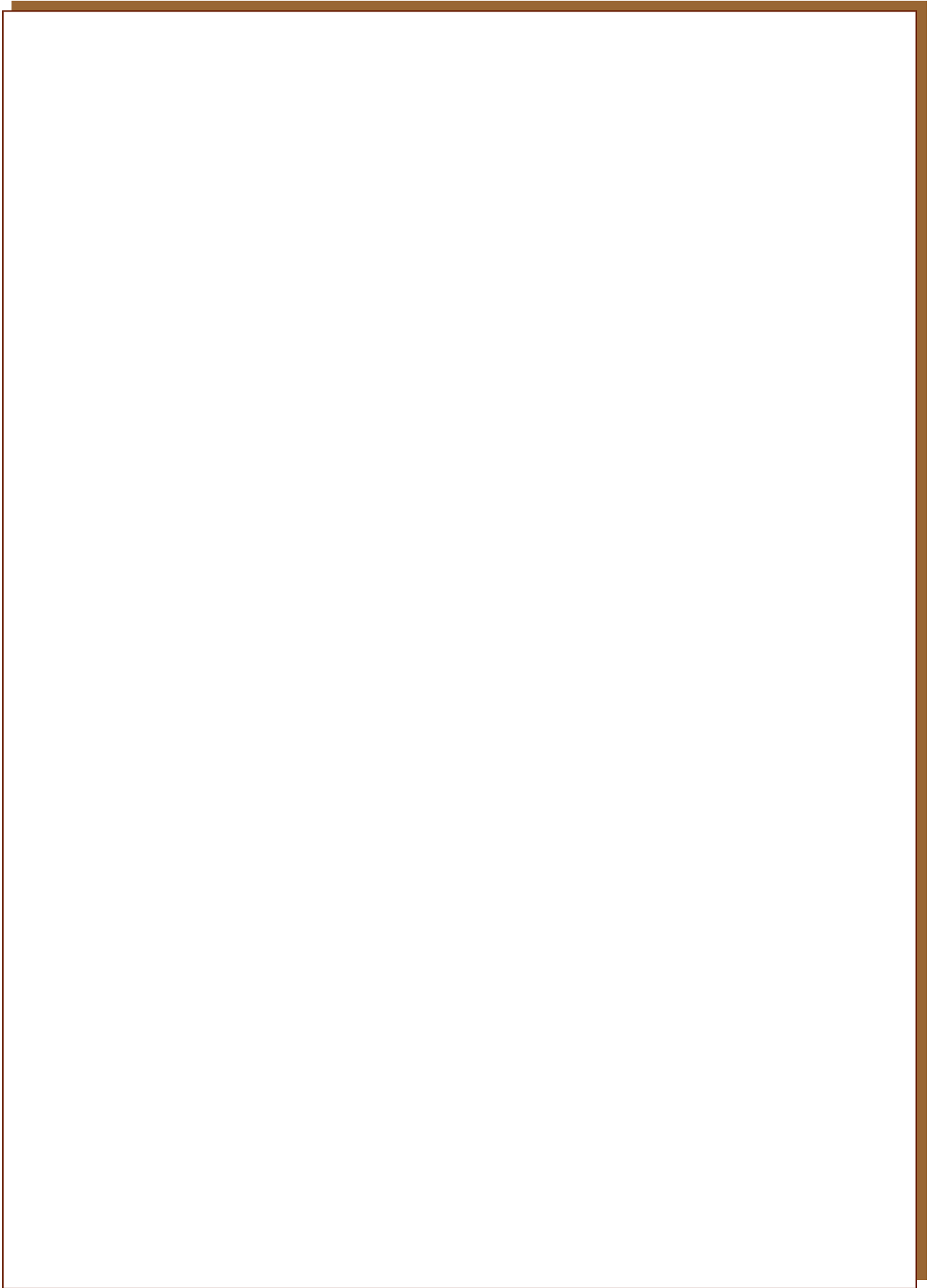
Adine Gernberg

Novellen II

Der dritte
Bruder

Hanser & Co. Verlag
München





Teil II der Novellen

Der Dritte Bruder

Der dritte Bruder

Adine Gemberg



Schlaf Tod Wahnsinn

Verlegt bei Schuster und Loeffler, Berlin und Leipzig 1898
Digitized bei Sophie, **Brigham Young University**

Kurzbiographie

Adine Gemberg - *28. April 1860 in Sankt Petersburg, † 10. August 1902 in Wittenberg, war eine deutsche Schriftstellerin.

Als Tochter eines deutsch-englischen Sprachlehrers am russischen Zarenhof geboren, ging sie nach dem frühen Tod ihres Vaters nach Karlsruhe, wo sie als Diakonisse in einem Krankenhaus arbeitete. In ihrem damaligen Umfeld schrieb sie ihr erstes Werk „Die evangelische Diakonie. Ein Beitrag zur Lösung der Frauenfrage“, welches 1894 in Berlin erschien. 1896 veröffentlichte sie ebenfalls in Berlin ihr zweites Werk „Aufzeichnungen einer Diakonissin“.

Nachdem sie sich 1886 mit einem Offizier verheiratet hatte, versuchte sie sich zunächst als Autorin von Humoresken der Berliner Volkszeitung. Vor allem wurde sie dem literarischen Publikum durch ihre Novelle „Morphium“ bekannt, in dem Werk sie die offene Behandlung der Drogensucht in Familienzeitschriften ablehnt. Daraufhin verfasste sie 1898 den in Berlin erschienenen Roman „Der dritte Bruder im Schlaf – Tod – Wahnsinn“, der dem Ziel diente, diese Position zu untermauern.

Quelle: [Wikipedia](#) - [Lizenz](#)

DER FREUND

Der Freund

«Mein gnädiges Fräulein, der Kotillon beginnt, ich habe doch wohl die Ehre?»

«Das muß ein Mißverständnis sein, Herr Doktor,» antwortete an Stelle der jungen Dame ein Husarenoffizier, auf dessen Arm sich soeben die Hand des Mädchens gelegt hat.

«Ich bitte um Entschuldigung Herr Leutnant, aber ich kann meine Ansprüche beweisen.»

Lächelnd zieht Doktor Brunner seine Tanzkarte aus der Brusttasche seines Ballfrackes und präsentiert sie dem jungen Paar, das vorläufig nicht daran denkt sich loszulassen.

«Fräulein Schmieder» — ganz klar und leserlich steht der Name neben dem Kotillon. Es ist der einzige Name auf der ganzen, im Übrigen leeren Karte.

Fräulein Else Schmieder errötet und beißt mit ihren Niedlichen kleinen Zähnen in die Unterlippe.

«Ach, Sie haben gewiß Recht, Herr Doktor, ich erinnere mich, daß ich Ihnen den Kotillon gegeben hatte. Aber wissen Sie denn nicht mehr daß ich meine Tanzkarte in dem Augenblicke gar nicht finden konnte? Daran ist ganz allein die Schneiderin schuld, die mir die Taschen immer so versteckt anbringt — — —»

«Dieser Schneiderin muß ich allerdings sehr ernstlich grollen, denn durch ihre Schuld verliere ich, wie es mir scheint, den einzigen Tanz, an dem ich mich beteiligen wollte.» —

«O, das thut mir schrecklich leid, aber sehen Sie, Herr Leutnant von Krosig hat seinen Namen sofort auf die wiedergefundene Karte gesetzt. Ich habe in dem Augenblick wirklich vergessen, daß ich den Tanz schon vergeben hatte,» — —

Höflich unterbricht Doktor Brunner die junge Dame bei dieser, für ihn nicht gerade sehr schmeichelhaften Entschuldigung:

«Das ist ja ganz selbstverständlich, mein gnädiges Fräulein. Wie kann ich denn verlangen, daß Sie grade mein Engagement im Gedächtnis behalten! Wenn auch mit Bedauern, trete ich zurück.»

Ein strahlendes Lächeln dankt ihm.

«O, ich habe eine Freundin, die hat den Kotillon noch frei,» versichert das reizende Mädchen in liebenswürdigstem Eifer.

Der Husar erbietet sich, den Arzt der Betreffenden sofort vorzustellen. Einstweilen läßt er deshalb jedoch Schön-Elschens Arm noch nicht aus seinem. — Dieses Opfer braucht er auch weiterhin nicht zu bringen, da Doktor Brunner darauf verzichtet, ein beliebiges Mauerblümchen an Stelle der schönen Tochter des Gastgebers zum Tanze zu führen.

Eigentlich war auch das Kotillon-Engagement für ihn nur ein Pflicht-Tanz, da der Geheime Medizinalrat Schmieder, der Chef des Krankenhauses ist, an dem er als Assistenzarzt arbeitet. Er fühlte sich verpflichtet, mit der Tochter seines Vorgesetzten zu tanzen. Ganz flüchtig bedauert er sogar, daß sie ihn abgewiesen hat.

Kichernd tuschelt Elschen hinter ihrem Fächer mit dem schönen, eleganten Offizier, dem sie schon am Tage vorher auf der Eisbahn den Cotillon zugesagt hat, ohne einer Unterstützung ihres Gedächtnisses durch die Tanzkarte zu bedürfen.

«Wissen Sie, diese kleine Lektion schadet dem Dr. Brunner gar nicht. Der Mensch muß die Frauen ja eigentlich verachten, und er selbst muß vor Eitelkeit umkommen, wenn er sieht, wie Alle ihm zu Füßen liegen und ihn anbeten.»

Der Leutnant ist ganz starr vor Erstaunen. Dann lacht er auf. «Ah — das soll wohl eine kleine Lektion für mich sein? Ich habe wohl zu wenig Respekt vor den Erfolgen des Herrn Zivilisten?»

«Nein, nein, Herr v. Krosigk. Dieser Doktor Brunner gilt bei all seinen Patientinnen für unwiderstehlich. Papa sagt, es wäre zuweilen lächerlich, ja geradezu widerlich, wie ihm die Kranken nachlaufen. Mindestens ein Dutzend Fälle unheilbarer, unglücklicher Liebe zu Doktor Brunner sind in chronischer Behandlung bei Papa — allerdings, das wissen Sie ja wohl, so ganz normal sind diese «Fälle» nicht.»

Der Husar legt den Arm um die schlanke Taille des Mädchens, walzt einmal mit ihr durch den Salon, schlägt die Hacken zusammen und setzt die unterbrochene Unterhaltung fort:

«Schöner Mann, der Herr Doktor Brunner! Gnädiges Fräulein haben eigentlich ganz recht, so seine Erfolge zu konstatieren.»

Der hübsche Leutnant seufzt, streicht mit melancholischer Miene seinen flotten Schnurrbart in die Höhe wie ein Kater und betrachtet dabei lächelnd den jungen Arzt durch sein Monokel.

Brunner ist eine durchaus anspruchslose Erscheinung.

Seine schmale, mittelgroße Gestalt erscheint etwas kleiner, wie sie ist, infolge seiner vornübergebeugten Haltung und der schmalen, hängenden Schultern.

Unwillkürlich regt sich in dem Offizier der Wunsch, diesen vernachlässigten Körper aufzurichten —, den Mann ein wenig zu drillen.

Der Doktor aber mag wohl militärfrei sein, denn die dicken, scharfgeschliffenen Brillengläser deuten auf einen hohen Grad von Kurzsichtigkeit.

Außerdem rauben sie den Matten, hellblauen Augen jeden Ausdruck.

Ein bescheidener, schlechtgepflegter Schnurrbart paßt zu dem fahlblonden, dünnen, ängstlich gescheitelten Haupthaar.

Die etwas zu kleine Nase giebt dem Gesicht etwas unsäglich Nüchternes, Alltägliches.

Der junge Irrenarzt sieht wahrlich nicht wie ein lady-killer aus.

Leutnant v. Krosigk ist einen Augenblick geneigt zu glauben, daß die junge Dame sich einen Scherz erlaubt.

Indessen wäre das doch, zumal auf Kosten einer so absolut gleichgültigen Persönlichkeit, wie dieser Arzt, von Fräulein Schmieders Seite eine ganz überflüssige Geschmacklosigkeit. Ehe er das von ihr annimmt, hält es Herr v. Krosigk für richtiger, ihrer eigentümlichen Behauptung zu glauben.

Neidlos unterzieht er die äußere Erscheinung des Doktors einer kurzen Besichtigung. Dann bemerkt er lächelnd: «Thatsächlich, Gnädigste, für diesen Herrn wird geschwärmt — gleich massenhaft noch dazu? — Soll man sich da etwa den weiblichen Teil einer Irrenanstalt wie

ein Pensionat vorstellen?»

«Ach — wie stellen Sie sich das vor?» — Die schelmische Frage bringt ihn durchaus nicht in Verlegenheit.

«Bis jetzt habe ich faktisch noch nicht darüber nachgedacht, gnä' Fräul'n — aber wissen Sie, durch die Literatur, Bühne, Malerei, Kunst — na überhaupt — das Irrenhaus ist auf dem besten Wege salonfähig zu werden. Man muß Stellung dazu nehmen.»

«Jetzt scherzen Sie, Herr v. Krosigk, aber Sie sollten das nicht. Papa findet es gräßlich, daß diese ernste Sache — um nicht zu sagen «dieses Elend» jetzt so, wie Sie ganz richtig bemerken, salonfähig, so zu sagen zu einer neuen Sensation des Unterhaltungsbedürfnisses gemacht wird.»

«Der Herr Geheimrat hat ohne Zweifel ganz recht, aber sagen Sie selbst, ob nicht diese verrückten oder — pardon! man sagt ja wohl diese «geistkranken» Damen ganz absonderliche Geschöpfe sein müssen, wenn sie gleich so cadrewise ins Zeug gehen, um die lieblichsten Regungen der Frauenseele an einen Mann zu adressieren, der äußerlich wenigstens zu nichts weniger berechtigt scheint, wie zu phänomenalen Erfolgen in galanten Sachen. —»

Elschen Schmieder blickt beglückt zu dem Sprechenden auf.

Alles was er sagt, findet sie geistreich. Ob das vielleicht bei ihr ein Prinzip ist, darüber hat sie noch ebenso wenig nachgedacht, wie der junge Offizier über den Irrsinn, oder über die Irren. —

Scherzend gehen die Beiden von diesem Gesprächsthema auf ein anderes über. Natürlich sind alle Dinge, die sie plaudernd berühren, salonfähig.

Die Tochter des großen Psychiaters, Geheimrat Dr. Schmieder, ist nämlich eine sehr sorgfältig erzogene, kluge und interessante junge Dame.

Nebenbei eine brillante Partie.

Der von den Frauen so ungewöhnlich bevorzugte Doktor Brunner widmet indessen all diesen Thatsachen auch nicht einen einzigen Gedanken. Seine Kranken füllen nicht nur seine Zeit, sondern auch sein ganzes Fühlen und Denken aus. Ihnen gehört ausschließlich das Interesse des ernstesten, stillen, gesellschaftlich etwas unbeholfenen Mannes.

Fräulein Schmieder hat ihm bewiesen, daß man ihm gegenüber kalt — kühl bis ans Herz hinan — bleiben kann. — — Gut — die junge Dame würde vielleicht recht unbefriedigt über das Ergebnis ihres Aufklärungsversuches sein, wenn sie ahnen könnte, wie absolut gleichgültig dem stillen Gelehrten sein Mißerfolg ihr gegenüber ist. —

Er wohnt als Assistenzarzt im Irrenhause selbst. Unzufrieden mit der Ermüdung, der er sich nach seiner Meinung überflüssiger Weise ausgesetzt hat, konstatiert er bei seiner Rückkehr, daß es zwischen zwölf und ein Uhr ist.

Eilig vertauscht er den Frack gegen einen einfachen Rock und unternimmt noch eine rasche Revision der seiner Obhut anvertrauten Frauenabteilung der großen Anstalt.

Auf einem der breiten, taghell beleuchteten Korridore kommt ihm eine mit weithin schimmernder, weißer Schürze bekleidete Wärterin entgegen.

Ihr Schritte hallen hart und dröhnend in dem hohen Raum. Rücksichtslos klirrt das Schlüsselbund an ihrem Gürtel.

«Frau Oberwärterin läßt Herrn Doktor bitten, noch nach Fräulein Helmke zu sehen. Das Fräulein kann wieder nicht schlafen.»

«Hat Herr Doktor Dlabka nichts verordnet?»

«Doch, ein Pulver. Aber die Kranke wollte es nicht einnehmen. Herr Doktor hat befohlen, daß wir sie nicht mit Gewalt dazu zwingen sollen.» —

«E ist gut, Auguste. Ich komme.»

Er beendet seine Revision, ohne etwas Ungewöhnliches vorzufinden.

«Zuletzt kehrte er noch einmal nach der sogenannten «Nervenstation» erster und zweiter Klasse zurück.

Die meisten Damen dieser Station verfügen über ein eigenes Zimmer. Bei den schwerer Erkrankten schläft je eine Wärterin.

Ohne weitere Anmeldung betritt er das Zimmer von Fräulein Helmke. Grade dem Krankenbette gegenüber befindet sich eine Glasscheibe in der Thür, so daß das grelle elektrische Licht, das den Korridor erhellt, direkt das Gesicht der Schlafenden trifft.

Diese eigentümliche Einrichtung haben alle Einzelzimmer. In den Sälen beleuchten die Gasflammen ebenfalls ohne Vermittlung einer Fensterscheibe die Gesichter der Ruhenden. Klara Helmke sitzt in dem weißen Lichtquadrat, das über ihrem Bette liegt, aufrecht.

Immerhin ist es nicht so hell, daß man die welke Haut, die verblühte Schönheit der Dame genau erkennen könnte.

Es ist da nur ein allgemeiner Eindruck von einer weißen Gestalt, von einem schmalen Gesicht, das ungewöhnlich schönes, blondes Haar, schlicht über der Stirn gescheitelt, umgiebt.

Die mageren Hände sind fest ineinander gerungen; das lichte Haar flutet lang den Rücken herunter; die hellen, großen, fast wimperlosen Augen sind mit dem Ausdruck qualvoller Unruhe und Angst dem Lichte zugewendet.

Die Wärterin, der es, so lange die Kranke unruhig ist, nicht gestattet ist, sich zur Ruhe zu begeben, dreht bei dem Eintritte des Arztes hastig die elektrische Zimmerlampe auf.

Das harte, eisige Licht zeigt rücksichtslos den ganzen Verfall dieser Frauenschönheit, die jetzt mit zweiundvierzig Jahren noch sehr viel besser erhalten sein könnte, wenn die Krankheit nicht ihre verheerenden Spuren hinterlassen hätte.

Die Lippen des kleinen Mundes sind so schmal und blutlos, daß die Zähne fast wie in einem Totenschädel stehen. Die Augen starren aus förmlichen Säcken von Falten. Die Gesichtsfarbe ist krankhaft gelb, die Magerkeit geradezu beängstigend.

Bei dem Eintritt Brunners legt sich ein verzerrtes Lächeln über dieses Gesicht.

Warum haben Sie nicht das Pulver eingenommen, das Ihnen mein Kollege verordnet hat, Fräulein Helmke?»

«Wozu? Ich hätte doch auf Sie gewartet, Herr Doktor.» —

«Aber erlauben Sie mal, Fräulein, wenn Frau Piniowsky mich nicht ausdrücklich hätte rufen lassen, würde ich doch überhaupt nicht mehr gekommen sein. Wissen Sie denn nicht, wie viel Uhr es ist?»

«Ich wußte, daß Sie zu mir kommen würden, Herr Doktor und ich danke Ihnen.» —

«O bitte, — aber ich wünsche, daß Sie jetzt schlafen.»

«Ja.» —

Sie legt sich gehorsam zurück und schließt die Augen. Er streicht ihr leicht mit zwei Fingern von der Stirn her über die Lider, kaum eine halbe Minute.

«So, nun schlafen Sie recht gut bis morgen früh um acht Uhr.»

Sie antwortet nicht mehr, da sie unter der von ihm gewendeten Hypnose in festen, traumlosen Schlaf versunken ist.

Das Licht wirft nach wie vor sein grelles Viereck unbarmherzig über das Kissen, auf dem das müde Haupt der Schlafenden ruht.

Alle Kissen im Hause sind so beleuchtet. Und nicht nur in dieser einen Anstalt. — In vielen Irrenhäusern bestehen solche Einrichtungen.

Ebenfalls ist es in vielen Anstalten — jedenfalls in allen öffentlichen Irrenhäusern Sitte, daß die Kranken, mit wenigen Ausnahmen, fast so früh aufstehen müssen, wie etwa das Personal einer landwirtschaftlichen Domäne.

Daneben werden unruhige Kranke mit Bettruhe behandelt.

Bei Fräulein Helmke war Beides versucht.

Befahl ihr Doktor Brunner, um eine bestimmte Zeit aufzustehen, so brauchte sie alsdann niemand zu wecken.

Suggerierte er ihr, sie sei müde und bedürfe der Ruhe, so gehorchte sie ihm ebenfalls in buchstäblicher Erfüllung seiner einzelnen Befehle.

Als er sie jetzt so ruhig und sicher unter seinem Einfluß einschlafen sah, kam ihm der Gedanke, sie müsse eine prächtige Somnambule sein und würde ihm gewiß als Medium dienen können, wenn er spiritistische Experimente, mit deren theoretischem Studium er sich in der letzten Zeit viel beschäftigt hatte, vornehmen würde.

Er hielt den Blick, während er dies dachte, fest auf ihre geschlossenen Lider gerichtet.

«Ja, mein Freund. Ich warte nur darauf, Dich an meinem Seelenleben teilnehmen zu lassen» — antwortete sie klar und ohne zu zögern auf seine Gedanken.

«Fräulein Helmke, wissen Sie, was ich denke?»

«Ja — aber Du sollst mich «Freundin» nennen.»

«Gott sein Dank, daß Du das wünschest. «Freundin» will ich Dich sehr gern nennen.»

Sie seufzte tief und schmerzlich.

«Du empfindest auch keine Freundschaft für mich. Du fürchtest nur meine Liebe. Du haßt, Du verabscheust meine Liebe.»

Er faßt sich rasch.

«Ich will Deine Liebe nicht. Ich will Deinen Gehorsam.»

«Ja, Herr.»

«Durch Deinen Gehorsam wirst Du gesund werden. Ich will Dich doch heilen, wie Christus diejenigen heilte, die ihn liebten und ihm dienten.»

«Ich werde für Dich sterben, Herr.» —

«Nein, nein —»

Sie murmelte etwas Unverständliches, drückte ihr Gesicht in das Kissen, küßte das Kissen und benetzte es mit den Thränen, die unter ihren geschlossenen Augenlidern hervorquollen.

Er empfand Mitleid mit der Seelenqual, die sie jetzt augenscheinlich empfand. Ob er sie wecken sollte? Ganz flüchtig glitt eine Erinnerung an das Fest, von dem er herkam, durch seine Gedanken. Er sah innerlich das Bild des schönen Mädchens, das ihn, der doch gar nicht daran dachte, sich ihr aufzudrängen, mit so abweisender, fast verletzender Kälte behandelt hatte.

Ob sie ihn wohl mit etwas mehr gesellschaftlicher Hochachtung behandeln würde, wenn sie sähe, wie bedingungslos ein Weib — eine Jungfrau wie sie selbst — ihm ergeben war? —

«In diesem Augenblicke verlobt sich das Mädchen, an das Du denkst, mein Freund. Der Soldat zieht sie hinter eine Gruppe von Pflanzen und küßt ihren roten Mund.»

Doktor Brunner erschrickt. Die Somnambule ächzt und wimmert zwischen ihren Worten. Ihre Stirn bedeckt sich mit kaltem Schweiß. Die Augen sinken in ihre Höhlen zurück. Die Lider nehmen eine bläuliche Farbe an, auch die Lippen.

Der Arzt erkennt, daß da vor ihm das Weib fürchterlich leidet. Er greift nach ihrem Puls und konstatiert einen fast tödlichen Schwächezustand. —

«Ich sterbe für Dich» —

«Nein, bitte liebe Freundin, wache jetzt auf.»

Er richtet sie etwas auf. Der Atem zeigt ihm, daß in ihrem Zustande eine Veränderung vor sich geht.

Eilig öffnet er die Korridorthür und ruft die Wärterin, die während der Vornahme einer Hypnose sich, ihrer Instruktion entsprechend, entfernt hatte.

Klara Helmke lächelt in unbeschreiblicher Glückseligkeit, als sie, aus ihrer Ohnmacht zu sich kommend, das Antlitz des von ihr heimlich angebeteten Mannes über sich geneigt sieht.

Seit sie in der Anstalt lebt, seit einem halben Jahre, erfüllt sie diese schwärmerische Neigung zu dem zehn Jahre jüngeren Manne, und diese Liebe starb auch nicht an ihrer völligen Hoffnungslosigkeit. Klara war ja so unglaublich bescheiden!

Nie hatte ein Mensch sich mit ihr beschäftigt, nie jemand sie beachtet. Überall, wo sie sich im Leben hingestellt sah, kam es nur auf ihre Hilfeleistungen, auf ihre kleine, aushelfende Arbeit an.

Eine volle Tätigkeitsaufgabe war ihr niemals gestellt worden. Sie hatte keine Gelegenheit gefunden, sich in der Arbeit auszuleben — in einer Arbeit, die ein Leben wert ist. Sie hatte ebenso wenig Gelegenheit gefunden, sich als Weib auszuleben in einem Gefühle, das ihr ganzes Wesen erfüllt und erfordert haben würde.

Als Gehilfin der Mutter hatte sie Jahre lang ihren Vater, der durch mehrere Schlaganfälle stumpfsinnig geworden war, pflegen helfen.

Als bald nach dem Tode des Greises auch die Mutter starb, war Klara zu ihrer einzigen Schwester, die an einen Geistlichen verheiratet war, übersiedelt.

Dort hatte sie sich mehr als ein Jahrzehnt lang, so lange die Kinder klein waren, im Hause nützlich gemacht. Als aber der letzte Sohn des Pfarrhauses in die Stadt gebracht wurde, um dort die Jahre der Gymnasialzeit zu verleben, ging eine außerordentliche Veränderung mit Fräulein Klara vor.

Sie klagte, daß sie bei dem Ehepaar überflüssig sei und erklärte eine dienende Stelle in einem fremden Hause annehmen zu wollen.

Der Schwager sprach von der Dankbarkeit, die er ihr schulde, von den Schwierigkeiten, als älteres, durch Verwandtenliebe verwöhntes Fräulein sich noch in fremde Verhältnisse zu schicken, und so redete man es ihr denn endlich glücklich aus.

Danach wurde sie still. Schließlich ganz seltsam in ihrem Benehmen.

Der befreundete Hausarzt sprach von Hysterie, von Nevenleiden und kritischem Lebensalter.

Klara verfiel in Lach- und Weinkrämpfe, irrte Nachts durch Haus und Garten, die Dienstboten und Dorfleute erschreckend, und schließlich sah sich der Pastor genötigt, seine Schwägerin einer Anstalt anzuvertrauen.

Wenn man auch in der Lage war, ihr dort die zweite Verpflegungsklasse zu gewähren, so zwangen die Verhältnisse die Familie doch, eine staatliche Irrenanstalt zu wählen, da der Aufenthalt in einer Privat-Anstalt für Nervenleidende nicht zu erschwingen war.

Seit einem halben Jahre lebte sie hier, und in ihr Leben war Doktor Brunner getreten. Er brachte ihr, wie sie wenigstens glaubte, ein warmes, gütiges ganz persönliches Interesse entgegen.

Den Vorschriften des Hauses entsprechend, besuchte er sie täglich mehrmals.

Da es sich bei ihr, wie bei allen Kranken der Anstalt, um seelische Zustände handelte, betrachtete es der Arzt als seine Hauptaufgabe, ihr Vertrauen zu gewinnen.

Er unterhielt sich deshalb oft ein Viertelstündchen ganz zwanglos mit ihr. Sie bemerkte nicht, daß er sie dabei beobachtete, daß er es versuchte, ihre fixen Ideen zu ermitteln, ihre

Ansichten zu beeinflussen, im hygienischen Sinne zu beeinflussen.

Wenn er sie freundlich fragte, weshalb sie nicht schlafe, erzählte sie ihm von den Schattenstreifen, die vor ihren Blicken am mond hellen Nachthimmel dahinzuschweben pflegten, erzählte von den zartleuchtenden Gestalten der Verklärten, die, aus diesen Schatten auftauchend, zu ihr sprachen, die ihr winkten und ihr ein unfaßliches, ewiges, ganz unirdisches Glück verkündeten.

Liebe. —

Ihre Seele jauchzte den unbekanntenen Wonnen, die dieses Wort für sie enthielt, entgegen.

Liebe hatten ihr die Geister der Seligen verkündet. Nie würde sie einem Menschen das süße Geheimnis jemals vertraut haben. Sie fühlte sich ja den Menschen gegenüber so fremd, so einsam und kalt.

Diese unbestimmte, wonnige Glut lohte in ihr und verzehrte gegenstandslos ihre eigene Seele.

Mit hypnotischer Willensbeeinflussung hatte Doktor Brunner das tiefe Geheimnis dieses herb jungfräulichen Wesens ermittelt. Von der Stunde ihres Vertrauens an war seine Macht über sie ganz unbegrenzt.

Trotzdem beschäftigte er sich innerlich in keiner Weise mit ihr. Sie war ihm persönlich absolut gleichgültig. Ihre Hingebung benutzte er nur, um seinen ärztlichen Vorschriften Geltung zu verschaffen.

Zudem war sie nicht die Einzige, deren ganzes Denken und Fühlen dieser Mann ausfüllte.

Wohl war ihr Kultus für ihn der intensivste, der in seiner absoluten Anspruchslosigkeit reinst; aber es gab da Andere, die dem jungen Manne sehr viel heißer, sehr viel erwartungsvoller entgegenkamen.

Die Klausur des Anstaltslebens trennte alle diese, zum Teil blühend kräftigen Frauen und Mädchen von jedem Verkehr mit irgend einem Manne.

Die abgelegene Lage der Gebäude entzog ihnen auch den Anblick irgend welcher Männer, sogar aus der Ferne.

Geistesranke haben oft stark ausgeprägte sinnliche Regungen, und dabei schließt der geistige Defekt ihres Zustandes jede Selbstbeherrschung aus.

Viele dieser Unglücklichen sind für eine lange Reihe von Jahren, für einen großen Bruchteil ihrer Lebenszeit in diese unnatürlichen, traurigen Verhältnisse in den Anstalten versetzt.

Wie ein Tröster, wie ein Heiland erscheint da ganz naturgemäß Vielen der Arzt, dem sie noch dazu in täglichem, freundlichstem Verkehr jede Regung ihres Herzens anvertrauen dürfen, und der für jedes Detail das geduldigste Entgegenkommen, das lebenswürdigste Interesse unterschiedslos gewährt.

Diese berufsmäßige Geduld, diese ganz unpersönliche, sachliche Freundlichkeit waren die einzigen, ganz positiven Eigenschaften, die Doktor Brunner auszeichneten.

Weder besaß er die «Siegfried-Schönheit», die ihm trotz seiner scharfen Brille, um seiner blonden Haare willen so vielfach angedichtet wurde, noch verfügte er über den

unergründlichen Reichtum an Geist, Witz, Edelsinn, den er nach der Meinung wieder Anderer vergeblich zu verbergen trachtete.

Ebenso wenig hatte aber auch der gute Herr die teuflische Absicht, grade seine schwierigsten Patientinnen zu seinem Privatvergnügen zu martern und zu peinigen.

Er wurde wild gehaßt von denen, die sich von ihm verfolgt glaubten. Es waren Irre — er wußte, daß er die extremsten Gefühle hervorbrachte.

Nach einigen Jahren der Praxis hörte er auf, sich über irgend etwas zu wundern. Und nun begegnete ihm eine Leidenschaft, deren Kraft seine eigene Seele zwang, mit der fremden Seele in Verbindung zu treten, ihr seine tiefsten, geheimsten Gedanken anzuvertrauen, ihm graute bei der Vorstellung dieses seelischen Umganges, der sich nicht nur seinem Willen, sondern auch seinem Bewußtsein entzog.

Der Gedanke an die Somnambule peinigte ihn und raubte ihm für den Rest der Nacht den Schlaf.

Er wußte nicht, ob er das Weib, das ihn in dieser Weise in ihren Bann zwang, mehr fürchtete oder mehr haßte.

Er wußte nur, daß er sich ihr gegenüber nicht hinter seine gewohnte Autorität zurückziehen konnte, wie jeder Anderen gegenüber.

Sie wußte, daß er jetzt wach in seinem Bette lag und an sie denken mußte. Ihre wahnsinnige Liebe aber würde Flammen aus dieser Gewissheit schlagen.

«Ich weiß, Du haßt, Du verabscheust meine Liebe» — das waren ihre eigenen Worte. So hatte sie zu ihm gesprochen — sie, die in seiner Seele las, klarer wie in diesem Augenblick er selber.

Es erschien ihm fast wie ein Wink des Himmels, daß an dem Tage, der auf diese Entdeckung folgte, der Pastor Förster, Fräulein Helmkes Schwager, in der Anstalt erschien, um sich nach dem Befinden seiner Verwandten zu erkundigen.

Doktor Brunner versicherte dem Geistlichen, daß seine Schwägerin gar nicht mehr krank sei und zur Erholung während ihrer Rekonvaleszenz im Hause ihrer Verwandten jedenfalls günstigere und freundlichere Eindrücke empfangen würde, wie in dem streng geschlossenen Anstaltsleben mit seinen traurigen Bildern von Menschenleid und Jammer.

Andererseits rieten aber der Chef der Anstalt und der Oberarzt Doktor Dlabka, die Kranke noch in der Anstalt zu lassen.

Klara nahm die Mitteilung ihres Schwagers, daß er sie noch für ein weiteres halbes Jahr interniert habe, mit völliger Gleichgültigkeit auf.

So war denn Pastor Förster überzeugt, das Beste und Richtigeste gethan zu haben.

Verzage nicht, liebe Schwägerin, der Herr, der alles wunderbar führt, wird weiter helfen! Du wirst dieses Haus der Leiden und Schmerzen als eine Genesene verlassen. Nur Mut, der Herr hilft allen, die an ihn glauben.» —

Klara reichte ihm mit einem sonderbaren Lächeln die Hand. Er verbeugte sich vor der Oberwärterin und folgte dann der Wärterin, die mit einem dicken Schlüsselbunde rasselnd vor ihm her ging, um ihm die Thore der Anstalt zu öffnen, ihn den Weg in die Freiheit zu

führen, den in diesem Hause so viele vergeblich ersehnten.

Dieser eigentümlich verbarrikadierte Weg machte einen beängstigenden Eindruck auf den weich empfindenden Mann.

Er war froh, daß er sein geliebtes Weib vor dem trüben Anblick der inneren Räume eines Irrenhauses behütet und ihr diesen Gang abgenommen hatte.

Klara hatte sich garnicht nach der Schwester erkundigt, der es so herzlich schwer geworden war, auf den Besuch bei ihr zu verzichten. Klara war ihm überhaupt sehr leidend vorgekommen, und er wunderte sich im stillen über den Arzt, der ihm geraten hatte, sie mit nach Hause zu nehmen.

Indessen hatte Klara mit ungeduldiger Sehnsucht das Ende seines Besuches erwartet.

Sie hatte Doktor Brunner noch nicht gesehen und ohne eine Ahnung von der Unterredung zu haben, die sie mit ihm in hypnotisiertem Zustande geführt hatte, drängte ihr Liebe mit fast elementarer Gewalt ihm entgegen.

Kaum hatte der Pastor sie verlassen, so eilte sie nach der Blindenstation des Hauses, wo sich Brunner um diese Zeit aufzuhalten pflegte.

Übrigens genoß Fräulein Klara eine besondere Vergünstigung anderen Kranken gegenüber mit der Erlaubnis, die verschiedenen Stationen des Hauses besuchen zu dürfen.

Sie klopfte an eine verschlossene Thür. Eine Wärterin öffnete ihr von innen mit mürrischem, etwas spöttischem Gesicht.

Klara achtete nicht auf die Mienen dieser Person. Sie hatte nur Blick für eins, für Doktor Brunner, der freundlich plaudernd am Bette eines gelähmten blinden Mädchens saß.

Diese Kranke galt allgemein im Hause für fromm, war aber thatsächlich nur schwachsinnig und stumpf.

Ihre gottergebenen Reden und Sprüche wiederholte sie täglich, immer mit fast denselben Worten. Glücklich war sie, wenn jemand ihr geduldig zuhörte, ohne davonzulaufen.

Als Fräulein Helmke eintrat, erhob sich der Arzt, grüßte höflich und überließ ihr seinen bisherigen Platz, den sie freudig einnahm, bereit zu jedem Opfer, das ihr die Möglichkeit gewährte, in seiner Nähe zu sein.

Brunner trat an das Bett eines qualvoll im Veitstanz zuckenden blinden Kindes. Er holte aus seiner Rocktasche ein paar größere Glaskugeln und legte sie auf die Decke des armen Geschöpfes. Dann zeigte er dem Kinde, wie es mit den Kugeln spielen könnte, so lange, bis durch das Klappern des Glases und das angenehme Gefühl der Berührung des kühlen, glatten Gegenstandes ein behagliches Lächeln auf dem bleichen, kaum noch menschlichen Gesichte erschien. —

Er war augenscheinlich befriedigt darüber, daß er etwas ausfindig gemacht hatte, was diesem unglücklichen Geschöpfe etwas wie Freude bereitete.

Klara erbot sich, das ferne Spiel des Kindes mit den Kugeln zu beaufsichtigen. Er bedankte sich höflich, rief dann aber sofort die Wärterin herbei und beendete, mit ihr überall Anordnungen treffend, seine Visite auf dieser Station.

Die gelähmte Blinde, die es gemerkt hatte, daß ihre Zuhörerin sie verlassen hatte, rief Klara jammernd zurück, so daß diese ihre Hülfe zwischen zwei Pfleglingen zu teilen hatte, als Doktor Brunner den Saal verließ.

In diesem Augenblicke glitt ein behendes Wesen durch die Thür herein.

Eine heiße, nervös bebende Frauenhand griff nach den Glaskugeln auf dem Bette des Kindes. Rote schwellende Lippen preßten sich wieder und wieder auf das buntschimmernde Glas. Fräulein Klara fuhr mit einem altjüngferlichen Aufschrei in die Höhe.

Vielleicht hätte sie, wenn sie allein gewesen wäre, auch diese Glaskugeln geküßt. Als sie aber die wilde, verliebte Zärtlichkeit der Anderen sah, erwachte in ihr die Prüderie des alternden Mädchens.

In ihrer sittlichen Entrüstung vergaß sie ihre eigene Schwäche.

«Pfui, Frau Krause, wie kann man so seine weibliche Würde vergessen!» sagte sie.

Die junge Frau hob das häßliche, kleine Gesicht zu der stattlichen Dame empor, die so zürnend und tadelnd vor ihr stand.

«Wenn die Krämpfe kommen, dann hilft er mir immer. Er ist ja doch mein einziger Freund. Und seine Hand, seine Hand habe ich so lieb. Ich wollte, er schlug mich damit so — so wie einen Hund.» —

Es war eine hündische, demütige und dabei sinnlich begehrlische Liebe, die aus den kleinen, funkelnden Augen der durch Jahre lange Krämpfe schwachsinnig Gewordenen sprach. Und auch diese nannte ihn ihren Freund!

Wohl war ihr Gehirn durch Jahre lange Krämpfe schwach geworden; aber liebende Sehnsucht, einen heißen, unbewußten Drang, der sich jetzt auf die Person ihres ärztlichen Wohltäters richtete, vermochte die Unglückliche doch noch zu empfinden. Sie war nicht, wie Klara imstande, ihre Leidenschaften zu beherrschen, sie konnte sich nicht durch Arbeit und Lektüre zerstreuen. Sie war viel elender, viel heruntergekommen, in Klaras Augen maßlos verächtlich.

Im Allgemeinen interessierte sich Frau Krause nur für Essen und Trinken. Viele, viele andere Insassen der Anstalt teilten darin ihren Standpunkt. Nur wenn Doktor Brunner kam, erwachte ihre heftige, kindische Leidenschaft, die sich rückhaltslos vor allen Anderen preisgab. Trat man diesen Äußerungen mit allzu schroffer Strenge entgegen, so verfiel die Kranke gewöhnlich in Krämpfe. Man ließ sie deshalb gewähren, und sie begnügte sich auch meistens damit, die Gegenstände zu küssen, die der Arzt berührt hatte.

Dieser war inzwischen in einen anderen Saal eingetreten. Von dort erscholl jetzt heftiges Schreien und Fluchen. Eine Kranke, der er kalte Bäder verordnet hatte, überschüttete ihn im Zorn über diese sehr, sehr verhaßte Maßregel mit einer Flut von Beleidigungen und Schimpfwörtern.

Fräulein Klara wurde leichenblaß. — Als sie den gekränkten Mann aber gleich darauf mit vollständig ruhiger Miene aus dem Saal zurückkehren sah, war sie geneigt, einen Märtyrer in ihm zu erblicken. Er ging jetzt nach einer anderen Station.

Mit heimtückischem Grinsen näherte sich eine boshafte Kranke, die Fräulein Klaras ebenso wie Frau Krauses Liebe entdeckt hatte, diesen Beiden. In aller Wirrnis, die in ihrem Kopfe herrschte, war ihr doch klar, daß sie diesen Beiden weh thun konnte. Es war ihr einziges

Vergnügen, anderen Menschen weh zu thun. Sie haßte die Menschen.

«Die Alma hat den Schlüssel vom Medizinschrank stecken lassen, ich habe Gift, tödliches Gift gestohlen,» flüsterte sie.

«Was wollen Sie denn damit?» fragte Klara.

«Den Doktor Brunner umbringen. Mein Mann nämlich, der ist mir untreu und der bezahlt Doktor Brunner, damit er mich hier einsperrt. Was denken Sie denn, ich bin ja doch nicht verrückt! Das ist bloß der schlechte Mann und der Teufel von Doktor. Aber ich weiß, wo seine Kaffeekanne in der Küche steht, morgen muß er dran glauben, morgen beißt er ins Gras!» —

Frau Krause packt die böse Person am Halse; diese gab ihr einen Faustschlag. Zwei Wärterinnen kamen herbeigestürzt. Es gab einen unbeschreiblichen Tumult. Endlich entwand Frau Krause der Diebin das Pulver, das übrigens nur harmloses Phenacetin enthielt, und schluckte es in exaltiertester Aufregung herunter.

«Ich sterbe — ich sterbe für ihn» — jauchzte sie.

Klara begriff plötzlich, daß es die Eifersucht war, die sie rasend machte. Sie warf sich auf die Erde und schrie laut und anhaltend, ohne eigentlich zu wissen, was die damit bezweckte.

Die Blinden, die nicht begriffen, was vorging, gerieten in entsetzliche Aufregung. Der unter der Gleichmäßigkeit des Alltagslebens oft kaum bemerkbare Irrsinn der meisten Kranken brach hie und da durch. Zwei Frauen fingen an, mit Stühlen aufeinander loszuprügeln.

Frau Krause lag mit schäumenden Munde in wilden Krämpfen. Klara Helmke geberdete sich wie eine Rasende. —

Da endlich trat Doktor Brunner ein. In wenigen Minuten hatte er Ruhe und Ordnung wieder hergestellt.

Fräulein Helmke wurde bewußtlos nach ihrem Zimmer getragen und ins Bett gebracht. Von dieser Stunde an war sie sich über ihre Empfindungen klar, und auch Doktor Brunner konnte nicht länger darüber im Zweifel bleiben.

* *
*

Einmal saß Doktor Brunner auf der Veranda in lebhaftem Gespräch mit einer schönen, jungen Frau, mit der sich alle Ärzte gern unterhielten. Etwas abseits davon, mit leichten Handarbeiten beschäftigt, befanden sich zwei junge Mädchen, die ihrerseits durch Neckereien und Scherze die Aufmerksamkeit des jungen Arztes auf sich zu lenken versuchten.

Klara beobachtete diese Gruppe lange Zeit. Mit glühendem Schmerze gelangte sie zu der Überzeugung, daß ihr Freund im Begriffe stehe, in die Netze einer Koketten zu fallen.

Die junge Kranke, die thatsächlich etwas kokett war, dachte jedoch nicht im geringsten daran, sich für Doktor Brunner, den sie höchst interessant fand, zu begeistern.

Aber Klara, die nur immer den Kultus beobachtete, den so viele mit ihm trieben, kam gar

nicht auf den Gedanken, daß es auch ein Weib geben könne, dem dieser Mann gleichgültig sei.

Sie hatte nie in ihrem Leben geliebt, und als jetzt der Frühlingssturm in ihren Herbst hineinbrauste, war sie unerfahren und thöricht wie die Jüngste.

Es war Doktor Brunner höchst peinlich und unangenehm zu bemerken, wie diese starke, jetzt nicht mehr wunschlose Liebe ihn seelisch umfaßte, ohne daß er etwas that, sie zu erregen, etwas thun konnte, um sie abzuweisen.

Die einzige Wonne dieser Leidenschaft waren ihre Qualen, brünstige, scharfe und doch unsagbar süße Leiden. Darunter an erster Stelle die Eifersucht auf den Freund — den Freund all der Vielen, die für ihn so verschiedenartig empfanden. — So quälte sich Fräulein Klara durch das Öde Alltagsleben des Irrenhauses dahin, von glühender Scham verzehrt bei dem Gedanken, daß irgend jemand etwas von ihren Empfindungen bemerken könne.

Doktor Brunner hatte dafür gesorgt, daß durch eine Verschiebung der Sationsverhältnisse die tägliche Behandlung von Fräulein Helmke an Doktor Dlakba überging.

So lebhaft es ihn auch interessiert haben würde, mit dieser hochsensitiven Somnambule spiritistische Versuche zu machen, so verzichtete er doch darauf, aus Rücksicht auf die Ruhe und das Wohlbefinden der Kranken, die er auch nicht wieder hypnotisierte, seit er wußte, wohin dieser Zustand gerade bei ihr führte.

Schließlich wurden dem leidenschaftslosen, nur seiner Wissenschaft lebenden Manne aber alle diese Rücksichten auf seine verschiedenen «Freundinnen» doch lästig.

Der Herbst verging, der Winter kam, und es war hie und da die Rede davon, das Fräulein Klara vielleicht das Weihnachtsfest im Hause ihrer Schwester, der Frau Pastorin, zubringen sollte.

Ihr Zustand schien leidlich normal und änderte sich auch nicht.

Doktor Brunner hatte sich empfohlen, um, wie sie glaubte, einen Weihnachtsurlaub anzutreten.

Bei der nächsten Visite sagte ihr jedoch der Direktor der Anstalt, daß Doktor Brunner einem Rufe als Oberarzt an eine andere Anstalt gefolgt sei, hier aber durch einen neuen Assistenten ersetzt werden würde.

Fräulein Klara verfiel nach dieser Mitteilung in Krämpfe.

Es war nun keine Rede mehr von einer Abreise zu Weihnachten. Im Gegenteil, die Verwandten wurden benachrichtigt, daß der Zustand der Kranken nicht einmal den Empfang eines Besuches von Seiten ihrer Angehörigen zulasse.

Als für das liebende Mädchen mit der Abreise des geliebten Freundes die Sonne untergegangen war, die ihre Umgebung für sie verklärte, war es ihr, als sähe sie jetzt die Anstalt zum ersten Mal.

Das furchtbare Elend der Blinden, der unheilbar und hoffnungslos am Veitstanz Erkrankten, der Jammer der Schwachsinnigen, die grauenhafte Angst der Tobsüchtigen drang auf sie ein wie eine Erkenntnis. Ihr war, als sei sie plötzlich aus dem Paradiese in das Land der Schatten versetzt. Selbst die kleinen Freundlichkeiten und Vorzüge ihres eigenen Aufenthaltes auf der sogenannten «Nervenstation» erschienen ihr in Schrecken

verwandelt.

Ihr ganzes, sonst so gelassenes Wesen geriet in den wildesten Aufruhr. Nur eine Sehnsucht durchwühlte sie quälend, peinigend: — fort — fort aus dieser Umgebung — fort an eine friedliche Stätte im Leben, wo es Arbeit und Vergessen, wo es Erlösung für sie gäbe!

Ihren Bitten gegenüber blieben die Ärzte taub. An solche Bitten sind sie gewöhnt, sie sind abgestumpft dagegen.

Immer erregter, immer exaltierter wurde ihr Flehen. Wenn sie den Direktor nur von weitem sah, warf sie sich auf die Kniee und rutschte bettelnd vor ihm herum.

«Ich werde hier wahnsinnig, ich fühle, daß ich in diesem Hause verrückt werde — erbarmen Sie sich — lassen Sie mich fort!»

Die Irrenärzte zuckten die Achsel. Diese Erregung war gerade der richtige Zustand, um eine Patientin, die schon viel besser gewesen war, zu entlassen! Das fehlte gerade!

Nun fing sie an, Jammerbriefe an ihren Schwager zu schreiben. Als Magd wollte sie ihm, wollte sie jedem dienen, der sie aus dieser furchtbaren Gefangenschaft befreien würde, wiederholte sie wieder und wieder.

Der Pastor antwortete nicht, denn niemals erhielt er einen dieser Briefe, da in der Anstalt Briefkontrolle war.

Schließlich irrte das vorher so arbeitsfrohe Mädchen wie eine Irrsinnige umher, ohne im stande zu sein, sich irgendwie zu beschäftigen. Sie sprach von nichts mehr, als von ihrem Wunsche, die Anstalt zu verlassen, gerade wie eine Kranke mit fixer Idee.

Als die Frühlingswinde die Luft weich und ungesund machten, erlag der Körper dieser aufreibenden Seelenqual. Klara verfiel in Tobsucht, so daß sie nach der unruhigen Station gebracht werden mußte.

In der Osterzeit, etwa ein Jahr nach ihrer Einlieferung erschien in treu sorgender verwandschaftlicher Liebe zum zweiten Male der Pastor in der Anstalt.

Er war erschüttert über den Bericht der Ärzte. Wer hätte das gedacht, daß in der tiefen Nerven-Depression, die ihn zum Aufsuchen der Heilanstalt veranlaßt hatte, der Keim einer so schweren Gemütskrankheit verborgen lag!

Wie wäre das erst geworden, wenn sie die Kranke zu Hause behalten hätten!

Wieder schloß sich hinter dem Geistlichen das schwere Hauptportal der Anstalt. Er hatte seine Pflicht gethan, ein pekuniäres Opfer gebracht und die Schwägerin für längere Zeit interniert, allerdings jetzt in einer niederen Pflegeklasse. Sie empfand den Unterschied ja auch nicht mehr!

«Welch ein Glück, daß die arme Klara wenigstens rechtzeitig in eine Heil-Anstalt gekommen ist!» sagte die Frau Pastorin weinend bei dem Bericht ihres Gatten, den sie diesmal jenseits des verhängnisvollen Portals erwartet hatte.

«Ja, liebes Weib,» antwortete er, was Menschen thun können, das ist für Deine Schwester geschehen. Legen wir alles Übrige glaubensvoll und vertrauend in die Hände des Herrn!»

EIN ENGEL

Ein Engel

«Keine Stunde arbeiten wir mehr für den Hungerlohn! Nieder mit den Blutsaugern, die sich von unserem Schweiß mästen! Gewinnanteil, Gemeinsamer Besitz der Maschinen und Rohstoffe!» — —

So tönten die Schlagworte der Arbeiterführer durch die erregte Masse.

Hunderte von Streikenden waren versammelt und bildeten ein sich drängendes, schiebendes, kompaktes Menschengewühl ganz in der Nähe der von ihnen verlassenem Fabriken.

Bleiche Frauen, kümmerliche, schwache, schlecht genährte Kinder drängen sich zwischen die Männer und Jünglinge. Halbwüchsige Knaben waren die lautesten Schreier.

«Nein, wir arbeiten nicht mehr für unsere Bedrücker! Nieder mit ihnen hoch die Anarchie!»

In die enge Fabrikgasse kroch die graue Dämmerung. Die Schatten der Häuser lagen schwarz über der dunklen, beweglichen Masse elender Menschen.

In farblose Lumpen waren sie gehüllt; keine lichte warme Farbe schmückte die Jugend unter ihnen. Es war wie eine Uniform des Elends, alles grau-braun und dazwischen nichts Helles, wie nur die breiten, bleichen Gesichter, vom Schnaps gedunsen und vom Elend tief dunkel gezeichnet.

Eine Leidenschaft hatte alle diese Menschen wie eine Massensuggestion ergriffen. Der Einzelne hatte keine besonderen Wünsche; er heulte nur nach, was der Chor ihm vorheulte: «Geld oder Blut, Erlösung oder Revolution»

Ein junger Mann mit breitem Schädel, mit niedriger, weit über die Augen hervortretender Stirn führte das Wort. Der Mund mit den kräftigen Zähnen, der vortretende Unterkiefer, die mächtigen Backenknochen gaben ihm etwas Tierisches. Seine rot brennenden, im Rausch funkelnden Augen sprühten wahnsinnige, gedankenlose Leidenschaft. Er wußte nicht, was er that, und doch folgten ihm Tausende, die noch weniger als er wußten, was sie wollten, was sie begingen.

Wie Rasende folgten ihm die von seiner Leidenschaft hypnotisierten Weiber, nachbrüllend, was er mit einförmig heiserer Stimme in die Massen hineinschrie.

«Nieder mit den Reichen! Feuer auf ihre Dächer!»

Da tauchte neben ihm etwas Weißes, Undeutliches auf, und eine helle, weiche Mädchenstimme rief, freilich nur den Nächststehenden verständlich: «Folget mir nach ich führe Euch alle zum Glück!»

Sie war auf den Prellstein eines Hause gestiegen; ihre weißen zarten Hände stützten sich fest auf die breiten Schultern des vor ihr stehenden Arbeiters. Die langen, blonden Haare, die ihr Gesicht wie ein Heiligenschein umgaben, fielen bis auf den Kopf des tiefer stehenden Mannes. Und sie war weiß, ganz weiß gekleidet wie eine Lilie.

«Weg da, Fräulein, Sie gehören nicht zu uns!» knurrte der junge Mensch, der die Leute anführte zu ihr empor.

Durch die dunkle Dämmerung leuchteten ihre Augen ihm entgegen wie Sonnen: «Wo zwei oder drei von Euch versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter Euch.»

Was sollte das sein? Die Leute verstanden sie nicht und sahen neugierig zu ihr auf. Sie ahnten, daß ihrem Führer hier ein Gegner gegenüberstand; sie sahen, wie er unsicher schwieg und sie lauerten auf den Kampf.

Eine ganz kurze Minute herrschte ringsum atemlose Stille. Livia sah den Engel des Herrn über dieser Schaar irrender Seele schweben, und der Engel lächelte auf sie herab.

In flammender Extase breitete sie die Arme weit aus, als wollte sie Alle um sich her fassen und mit sich erheben. Dann sprach sie, ohne selbst zu denken, die Worte nach, die über ihr schwebten, die Worte des Engels, die sie nur alleIn hörte:

«Ihr leidet, meine Lieben, und Ihr klagt, weil Ihr leidet! Warum jauchzt Ihr nicht und dankt dem, der Euch diese Leiden zu Eurem ewigen Heil auferlegt? Wohl, Ihr seid arm! Wißt Ihr nicht, daß Euer Erlöser ärmer war als Ihr, — seid Ihr wert, ein besseres Leben zu führen als der Herr, der allen Armen ewige Reichtümer bewahrt in jener Welt? Und Ihr seid krank! Etliche unter Euch leiden Schmerzen. Denkt an die Schmerzen, die der Gekreuzigte für Euch litt, und an die Herrlichkeit, zu der er dann einging, an diese Herrlichkeit, zu der auch Ihr berufen seid!

Er, der Herrliche, der König der Himmel litt für Euch, und Ihr elenden Geschöpfe, Ihr wollt nicht leiden für ihn?

Nieder — nieder, werfet Euch auf Euer Angesicht und danket Gott, der Euch wert hält, für ihn zu leiden! Eure Erdenleiden sind das Blutopfer, das der strenge Gott haben will, — opfert Euch, laßt Euch zermalmen für ihn, leidet mit Wonne und Jauchzen! Bringt Euer Blut, Euren Schweiß, bringt Eure Kinder, bringt Eure Leben dar am Altare des Herrn! Wie — Ihr wollt murren?

Feuer wollt Ihr an die Häuser der Reichen legen? Wartet doch, wartet die kurze Spanne des Lebens, und dann werdet Ihr sehen, wie die Hölle nicht Feuer an ihre Häuser, sondern Feuer an ihre Gebeine legen wird, denn sie, die Euch, ihre Brüder, darben ließen, werden nicht ins Himmelreich kommen!»

«Aber sie haben jetzt den Himmel auf der Erde!» rief eine lachende, kreischende Frauenstimme dazwischen.

Ein drohendes Gemurmel erhob sich. Einzelne lachten, aber eine gefährliche Haltung nahm niemand an gegen dieses junge Geschöpf, das unbemerkt zwischen die Leute geglitten war.

Wenn Fritz Schulte das Zeichen gegeben hätte, würden vielleicht die Weiber sie niedergerissen haben; aber der junge Führer starrte wie gebannt auf die hin, die ihn überhaupt nicht sah.

«Lassen Sie es gut sein, Fräulein, mit so was ist uns nicht zu helfen!» sagte endlich der ältere Mann, gegen dessen Schulter sie lehnte.

Da griff sie in ihre Kleidertasche und holte eine Hand voll Geldstücke heraus. «Bitte», sagte sie ganz verlegen und reichte dem erstaunten Manne ein Goldstück.

Er nahm es kopfschüttelnd an. «Fräulein, Fräulein, was soll das heißen?»

«Wißt Ihr denn nicht, daß geschrieben steht, nur der Reiche, der seine Habe den Armen giebt, soll ins Himmelreich eingehen? —»

Bei diesen Worten fing sie an, ihr Geld auszuteilen. Wahllos drückte sie eine Münze in jede

Hand, die sich ihr entgegenstreckte.

Ein lebensgefährliches Gedränge entstand. Mehrere Personen wurden zu Boden gerissen. Die Nachdrängenden traten auf die gefallen Körper, weit sich vorlehnd, um die gierigen Hände mit Geld füllen zu lassen. Stöhnen, Wimmern, Schreien und Schimpfen erfüllte die Lust.

«Ich habe nichts mehr!» sagte Livia freundlich.

«O bitte, bitte, Fräulein, mein Mann ist im Gefängnis, und ich habe vier Kinder!» jammerte die Frau, die zuerst die Rede der jungen Schwärmerin unterbrochen hatte.

«Gott wird ihnen helfen, wenn Sie zu ihm beten,» antwortete das junge Mädchen mit großer Bestimmtheit.

«Sollten wir uns das gefallen lassen? sie hält uns zum Narren!» schrie das Weib los.
«Da kommt schon ein Schutzmann!»

«Natürlich, den Reichen steht die Polizei immer bei!»

Das Weib, das vergeblich gebettelt hatte, packte mit wütendem Griff nach der zarten Schulter des jetzt ängstlich schweigenden Mädchens.

Da trat Fritz Schulte, rücksichtslos sich durchschiebend, zu ihr heran. Er legte Geld aus seiner eigenen Tasche in die drohende Faust der Megäre und stieß die verwundert Dastehende dann brutal rückwärts in den Menschenhaufen hinein.

«Morgen Abend acht Uhr beim alten Freunde!» schrie er über die Menge hinweg.

«Platz da! Aus einander!» donnerten die Stimmen der Schutzleute.

Der Menschaufbruch wurde zerstreut; es setzte eine Anzahl Hiebe mit flacher Klinge. In Ganzen fügten sich aber die Streikenden doch gutwillig der Obrigkeit. Sie gingen aus einander in der Gewißheit, am folgenden Tage ihre Versammlung halten zu können.

Vorläufig wußte ja die Polizei noch nicht, welches Lokal dem «alten Freunde» gehörte.

Livia blieb ganz allein zurück. Selig lächelnd, lehnte sie an der schwarzen, rußigen Mauer der Fabrik. Ihre leuchtenden Augen suchten die Erscheinung des Engels in dem Dunkel der elenden Gasse, aber sie sah ihn nicht mehr.

In stillem Gebet falteten sich die zarten Hände über dem weißen Spitzenbesatz ihres Kleides. Sie betete für die Seelen der Armen, die nicht leiden wollten, um auf diese Weise geläutert zu Gott einzugehen.

Ein Schutzmann trat auf sie zu. «Kommen Sie, Fräulein, ich will Sie nach einer Droschke begleiten!»

«Ich danke Ihnen lieber Herr, bitte lassen Sie mich zu meinem Bruder gehen!» sagte sie freundlich.

«Wohnt der Herr Bruder hier in der Nähe?» fragte der Beamte erstaunt.

«Ja, dieses ist meines Bruders Haus.»

«Na, wenn ihm die Fabrik gehört, werden Sie ja hier Bescheid wissen,» meinte der Polizist.

Er entfernte sich aber doch zögernd, denn es war ihm nicht bekannt, daß einer der Fabrikanten in dieser Gegend wohnte.

Als er dann aber sah, daß Livia ruhig und sicher in die verrufene, schmutzige Gasse hineinging, glaubte er, sich bezüglich ihres Standes am Ende doch geirrt zu haben, und ging seiner Wege.

In das Thor eines großen Hauses, das ihr völlig unbekannt war, trat Livia ein. Sie durchschritt die Einfahrt des Borderhauses und gelangte in einen Gang, der nur von einer einzigen Gaslaterne sehr notdürftig beleuchtet war.

Rechts und links waren Thüren; eine Gosse mit schmutzigem Wasser lief in der Mitte des Ganges entlang. In eine etwas offen stehende Hausthür trat sie ein, tappte eine von Schmutz klebrige, schmale Treppe, die in völliger Finsternis lag, empor und ging dann auf eine Stubenthür zu, durch deren Ritzen Licht schimmerte.

In der Stube, die sie betrat, saßen drei Männer, eine Frau und mehrere Kinder um einen Tisch, auf dem eine Anzahl Bierflaschen stand. Jeder hatte ein Stück Wurst in der Hand und schnitt sich Brot dazu ab. Ein halbes Brot lag neben dem Bier.

Alle fuhren von ihren Sitzen auf und starrten die Arme an, die so unerwartet zwischen sie trat.

Sie reichte jedem der Männer die Hand und wandte sich dann an die Frau: «Liebe Schwester, es wird Nacht, ich bin arm und obdachlos, wollen Sie mich bis morgen früh aufnehmen? fragte sie.

Ja, wenn Sie ordentlich bezahlen wollen,» — war die zögernde Antwort.

«Nein, ich bin arm, ich kann nicht bezahlen.»

«Ja, dann habe sich schon die zwei Schlafburschen,» meinte die Frau, auf zwei von den Männern deutend.

«Na, ich gebe mein Bett mal her, das Mädels ist ja ganz hübsch!» lachte der Eine.

Der Schlafwirt machte darauf einen gemeinen Witz, während Livia, ohne zu wissen, weshalb die andern lachten, sich mit an den Tisch setzte und die Frau um etwas Brot bat.

Sie aß das trockene Brot und fing darauf an, den Leuten von Christus und den Herrlichkeiten des Himmelreiches zu erzählen. Eine Weile hörten die Leute schweigend zu. Die Augen der Kinder hingen sogar verklärt und beglückt an den Lippen dieses seltsamen Wesens, von dessen Worten sie nichts begriffen. Nur dunkel fühlten sie, daß Besseres als das Alltagsleben, das sie kannten, ihnen da entgegentrat. Endlich stand aber die Arbeiterfrau auf, strich sich energisch die Schürze glatt und sagte zu ihrem Manne: «Du, dieses Fräulein ist jedenfalls verrückt. Sie wird wohl aus einem Tollhause weggelaufen sein. Wir müssen sie auf der Polizei abliefern.»

«Ich will die Polizei nicht auf dem Halse haben. Wer sich die holt, ist ja wohl selbst verrückt,» antwortete er.

«Alter Waschlappen, Du fürchtest Dich ja immer» entgegnete die Gattin.

Die Schlafburschen lachten. Die Frau aber, die nun einmal fürchtete, durch die Aufnahme des jungen Mädchens in Ungelegenheiten zu kommen, faßte ihren Gast rasch entschlossen um die Schultern und schob das willig nachgebende Mädchen zur Thür hinaus.

Livia vermochte ihrer Führerin kaum zu folgen, glaubte jedoch, daß Gott wünsche, sie sollte diesem Weibe gehorchen.

Die Frau, die sonst jedem Polizeibureau weit aus dem Wege ging, rechnete auf eine reiche Belohnung, wenn sie der Familie die weggelaufene Tochter zurückbrächte, und sah sich auch in dieser Hinsicht nicht getäuscht.

Es wurden ihr sofort fünfzig Mark überreicht, die Livias reicher Vater in seiner Todesangst auf jedem einzelnen Revier für alle Fälle deponiert hatte.

Ein Schutzmann brachte in einer geschlossenen Droschke die junge Dame zu ihren verzweifelten Eltern, die schon an einen Mord oder Selbstmord glaubten, zurück.

Mit strahlendem Lächeln begrüßten sie die Tochter. «Ich war bei meinen armen Brüdern, die Gott leiden läßt, weil er sie lieb hat.»

Eine andere Erklärung ihres Verschwindens war nicht zu erlangen. Der Hausarzt konstatierte religiösen Wahnsinn.

Freundlich und glücklich trat Livia am anderen Tage in den Krankensaal der Provinzialirrenanstalt .

Wie ein Engel bewegt sich die leichte, verklärte Gestalt zwischen den Betten der Kranken, zwischen den traurigen Erscheinungen der Irren.

Sie ist glücklich, daß Gott selbst sie zu den Armen geführt hat, die er hier auf Erden zum Leiden bestimmte.

Jedem erzählte sie von der himmlischen Gnade, die ihn im Jenseits erwartet, von dem Lohn, der dort an Stelle der zeitlichen Leiden dem Pilger bestimmt ist. Wenn sie allein im Gebet in ihrer Zelle kniet, erscheint ihr zuweilen der Engel, der sie von da ab, wie sie glaubt, bis zu ihrem dereinstigen Heimgang in das Himmelreich führen wird.

Sie sieht den Engel, sie spricht zu ihm, und er antwortet. Das Leid der Einzelnen, mit denen der Tag sie in Berührung bringt, vertraut sie dem himmlischen Freunde, und er giebt ihr die Worte des Trostes ein, die sie den Unglücklichen dann übermittelt, froh und stolz, ein Werkzeug solcher seligen Botschaft zu sein.

Die Familie trauert um die verlorene Tochter. Alle Bekannten bedauern die Eltern um dieses unglücklichen, geisteskranken Kindes willen.

Livia aber wandelt wie eine Heilige in glückseliger Reinheit, Schönheit und Liebe durch das Leben, das ihr im Irrenhause seine entsetzliche Nachtseite zeigt. Sie sieht von dieser Finsternis nichts, denn über ihr leuchtet ein Stern.

Ist dieser Stern nun ein Wahn?

Die Offenbarung Johannis

Die Offenbarung Johannis

«Fürchte Dich vor keinem, das Du leiden wirst! Siehe der Teufel wird etliche von Euch ins Gefängnis werfen, auf daß Ihr versucht werdet und werdet Trübsal haben zehn Tage! Sei getreu bis in den Tod, so will ich Dir die Krone des Leben geben» —

Es steht geschrieben, daß Ihr Trübsal haben werdet, zehn Tage. —

Der junge Künstler war an dem Wollen zu seinen Werken zu Grunde gegangen. Er hatte die Offenbarung Johannis in einem Cyklus von Gemälden darstellen wollen. Die Wucht des Stoffes, das Übermaß von dessen Größe hatte ihn erdrückt. —

Der Teufel hatte ihn dem Bruder des Todes und des Schlafes, dem stillen Wahnsinn, zugeführt

Dem dritten Bruder. —

Und werdet Trübsal haben zehn Tage.»

Es sind aber vor dem Angesichte Gottes tausend Jahre, wie ein Tag.

Er lag in einem der Männersäle des Hauses. Von seinem Bett aus konnte er ein Stück Himmel sehen.

Das leuchtete zu ihm herab.

Die Thurmspitze der Kirchhofskapelle ragte in dieses Stückchen Himmel hinein.

Auf der Spitze des Thurmes befand sich ein schwarzes, gußeisernes Kreuz.

Wenn der junge Mann sich aufgerichtet hätte, so würde er ein wenig von dem Garten gesehen haben, der die Anstalt umgab: ein paar Birken, deren Zweige licht schimmernd, im Winde leicht schwebend, lockend und gaukelnd vom Irren-Friedhof herübergrüßten.

Aber er richtete sich nicht auf.

Ruhend, leidend sah er alles, was in den reichsten Schöpferstunden seines Lebens ihm je in unfaßbarem Traum vorgeschwebt hatte.

Es steht geschrieben bei Johannes: «Ich sah die wilden Wellen des Meeres ihre Schande ausschäumen, irrixe Sterne, welchen behalten ist das Dunkel der Finsternis in Ewigkeit.»

Er sah die Sterne der ewigen Finsternis. Die Wellen der Schande wogten vor seinen Blicken auf, bäumten sich wild in unermeßlicher Qual ewigen Fluches empor und rauschten über ihn dahin.

Er hörte das Brausen dieser kalten, lichtlosen verzweifelten Brandung eines Meeres von Blut und Thränen. — Blut und Thränen!—

Er sah das, und davor stand das Kreuz. Vor seinen Augen war das Kreuz erhöht. Es stand zwischen dem gewaltigen, himmlischen Panorama der Offenbarung und der Atmosphäre der Erde.

Wolken! —

Waren es zehn Tage, seit er hier lag, zehn Tage, wie die Schrift sagt, oder nach Menschenmaß gemessen vielleicht zehn Jahre?

Er wußte es nicht. Er dachte niemals darüber nach. Die Wolken zogen an dem Kreuze vorüber; sie verhüllten es zuweilen, ließen es je nachdem aufflammen in Purpur und Blut, und in diesen Wolken lag für ihn eine Welt. —

Mehr! —

Das Geheimnis der Offenbarung, eine greifbare, sichtbare Darstellung all der mystischen Rätsel und Gleichnisse, aus denen sie besteht.

Diese Rätsel, die er künstlerisch hatte lösen und verklärend schildern wollen, sie kamen jetzt zu ihm, ihn von allen Wehen und Schmerzen des Schaffens erlösend.

Vor ihm hatte ja längst ein Maler die Gleichnisse und Bilder, die in seiner Verzückung der Evangelist giebt, mit dem Zeichenstift festzuhalten versucht. Der Kranke kannte natürlich die Holbein'schen Blätter.

Ach — wie hatte er sie einst gehaßt, diese irdisch stammelnden Äußerungen eines Nichtverstehenden!

Der Mensch, der im Fleische nur irdisch lebt, kann nicht erkennen, was zwischen den Welten liegt. Wiedergeben aber, was das Auge nie sah — nein, er hatte längst aufgehört, das auf schlichtem Buchstabenglauben begründete Werk des alten Meisters zu hassen. Das Werk eines Lebenden —

Die Offenbarung konnte ein Lebender nicht dichten, noch weniger aber im Bilde gestalten.

«Ich war tot und siehe ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit und habe die Schlüssel der Hölle und des Todes.» —

Ja — ich war tot.

Leise sprachen es die blassen Lippen des kranken Jünglings aus — oft — oft —

Mild legte sich die Hand des dritten Bruders auf sein Herz.

Diese Hand des Wahnsinns, die mit Tigerkrallen so manches andere Herz zerfleischt, waltete hier gütig und weich.

Der junge Maler glaubte, er sei vor langer Zeit einmal gestorben; deshalb achtete er auf nichts, was ihn umgab. Er kannte die Kranken nicht, die in einem Raum mit ihm lagen, er haßte nicht die Wärter wie so viele Andere, er lehnte jede ärztliche Frage, jede Behandlung ab. Die Wolken, die am Firmament über ihm dahinglitten, waren allein seine Welt.

Sie entschleierten ihm die Geheimnisse der sieben Sterne und der sieben Leuchter. Er sah in ihnen die goldenen Straßen der himmlischen Stadt. Sie bedeuteten für ihn den Thron Gottes, den Fußschemel seiner Herrlichkeit, von denen die Offenbarung Johannis erzählt. —

Und auch Johannes war tot, als er die Offenbarung schrieb. Holbein konnte ihre Gestalten nicht darstellen, weil er lebte.

Muß der Körper zerfallen, wenn ihn die Seele verläßt?

Vielleicht; aber es ist denkbar, daß eine Seele, frei von irdischen Fesseln, nach dem Tode des Leibes auf Erden zurückbleibt, weil das Lebenswerk, das ihr gesetzt war, nicht erfüllt ward.

Ihm war die Lebensaufgabe geworden, die Offenbarung Johannis in einem Cyklus gewaltiger Bilder irdisch zu gestalten, für das Unbegreifliche, Unfaßbare eine Form zu finden, die den Mitteln irdischer Wiedergabe entsprach.

Vielleicht Musik — er dachte daran; aber ihm war das nicht gegeben. Er konnte schließlich nicht über die Grenzen seiner Kunst hinaus; aber auch in deren Rahmen scheiterte er.

In einer wilden, unverständlichen Symbolik verlor sich sein Streben.

Die Menschen, die seine fratzenhaften Gebilde sahen, das verzweifelte Ringen seiner Seele nicht verstanden, zuckten die Achseln.

Manche lachten über ihn.

Dann fiel der Kämpfer.

Er starb in Verzweiflung. Der Jammer seiner Unzulänglichkeit würgte ihn, quälte ihn, bis er zusammenbrach.

Aber über den Tod hinaus folgte ihm das Verhängnis.

Dieser Fluch, der ihn verurteilte, das Schicksalsbuch der Offenbarung im Bilde zu verkünden.

Qualvoll rang die ruhelose Seele mit dieser furchtbaren Pflicht.

— — — — —

Die Wolken ballten sich zu wuchtigen drohenden Massen. Ihre Ränder hoben sich scharf und grell von einander ab. Sie schoben sich rollend und jagend, sturmgepeitscht hoch auf sich türmend zu Bergen —

Da geschah es — —

Der suchenden Seele ward die Verkündigung. Ein zackiger Blitz brach die Wolkenwand auseinander, und in diesem Blitz flammte das Kreuz auf, drohend und zugleich befreiend. —

Das Kreuz im Mittelpunkt der Wunderwelt, die nie ein Lebender sah, und die auch kein Lebender je hatte schildern können.

Es reihte sich ihm nun Bild an Bild.

Die Offenbarung Johannis wurde ihm klar. Sie wurde Ereignis für ihn.

Er griff nach Leinwand und Pinsel.

Aber siehe — er war tot!

Es war der Seele, deren Verhängnis sich endlich erfüllt hatte, nicht mehr gegeben, mit irdischen Mitteln zu schaffen.

Er ahnte nicht, daß eine tödliche Rückenmarkslähmung seine Hand gebannt hielt, so daß sie das Werkzeug, dessen er bedurfte, nicht mehr zu führen vermochte.

In leidenschaftlichem Schmerz rang er sich durch zu der Erkenntnis, daß zwischen ihm, dem Toten und der Welt, zu der er sprechen sollte, ein Bindeglied fehle.

Das Grab umschließt wohl nicht alle Toten. Es giebt Seelen, die — bis zu einer gewissen Grenze, bis zu einem bestimmten Grade mit dem Leben verbunden bleiben. Wie Johannes. —

Wenn der Evangelist ein Mittel gefunden hatte, seine Kunde aus der Welt jenseits des Lebens, in irdischer Form mitzuteilen, so war das wohl eine besondere Gnade.

Eine Willensäußerung des ewigen Lebenden!

Schließlich lag es in der Hand Gottes, diese Gnade zu gewähren, oder zu versagen.

In dieser Überzeugung gelangte die schmerzgefolterte Künstlerseele zur Ruhe.

«Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir auch dem Herrn — —»

Er lag im Männersaale der Irrenanstalt. Still, körperlich regungslos, versunken in den Anblick des Spieles der Wolken.

Bild auf Bild entrollte sich ihm auf dem ewigen Hintergrunde des Äthers. Weithin schimmernd, von Wolken umzogen, ragt das Kreuz.

Es ist der Mittelpunkt des All. —

Regen —

Eine Schar grauer Gespenster eilt, hastig jagend, geheimnisvoll rauschend und flüsternd über die Haide.

Nasse, wehende Schleier flattern hie und da in Fetzen um die fliehenden Gestalten. Sie ziehen die Hüllen fester um sich; denn der Sturm packt sie und jagt sie auseinander.

Die grauen Regenwolken sausen über das Weltmeer —

«Die Meere werden ihre Toten wiedergeben —»

Halten sie Zwiesprache mit den Gespenstern der Regenwolken?

Ach, diese Toten, deren Seelen, zwischen zwei Welten schwebend, auf den Tag des Gerichtes warten!

Der Mann, der im Geiste den Weg vor sich sieht, den die am Himmel schnell hinjagenden Regenwolken zurückgelegt haben mögen, schaudert bei dem Gedanken an all die zahllosen Seelen, die gleich ihm zwischen Tod und Leben die Weiten des Wasser erfüllen.

Diese wartenden Seelen!

«Siehe, ich harre des Herrn!»

Er seufzt leise diese Worte, auf die niemand achtet.

Im Hause weiß ja jeder, daß der Maler nicht zu Anderen spricht, nie auf Rede und Gegenrede eingehen würde.

Nebel —

Der Himmel ist weiß. Ein ganz eigentümlich undurchsichtiges Weiß, das allen Gegenständen die Körperlichkeit raubt, alle Konturen auslöscht.

Das Kreuz auf der Turmspitze schwebt wie ein Schatten stumpf und dunkel in der gestaltlosen Nebelmasse, die alles erfüllt.

Ein paar Krähen drängen sich auf den Armen des Kreuzes.

Lautlos schlagen sie die Flügel auf und nieder.

Schatten! —

Es sind vielleicht nur Schatten, die die Erde erfüllen.

Vielleicht ist die Erde eine Station des Ueberganges für Wesen, die auf einem anderen Sterne gelebt haben und einem neuen Leben entgegenharren, als irdische Schatten.

Aber nein doch, nein, von solchen Vermutungen weiß die Schrift nichts.

Unverrückbar fest steht das Kreuz im wallenden Nebel.

Die Krähen fliegen, schattenhaft leise schwebend, irgend einem nicht sichtbaren Ziele zu. Sie verschwinden, als hätte die weiße, dicke Luft sie verschlungen.

Glockenläuten erfüllt den Sommerabend. Wie in Gold und Purpur ist der Himmel getaucht. Streifen von klarem, warmen Grün verlieren sich in zart rötlichem Lila.

Die in der Ferne verschwimmenden Wolken sind wie Farbenträume ewiger Schönheit.

«Siehe, der Herr kommt mit vielen Tausend Heiligen!» —

Selig lächelnd sieht der Kranke den feierlichen Zug herrannahen.

Die Töne des Glockenspiels tragen die Seelen der Verklärten.

Sie halten Lilien in den Händen, und ihre Gewänder sind mit Rosen bekränzt.

Ihnen voran, vom Sonnenlicht funkelnd vergoldet, schwebt das Kreuz.

«Halte, was Du hast, damit niemand Deine Krone nehme!» —

Der Irren-Friedhof



Der Irren-Friedhof

Weiß und schimmernd decken Flocken
Weite, stille Einsamkeiten.
Weich und müde ruht die Erde
Unter diesem kalten, keuschen,
Weißem, stillen Schneegefunkel.

Tief verschneit steht die Kapelle
Zwischen flachen, weichen Hügeln,
Die, wie kleine, leichte Wellen
Schwach sich hebend, schwach nur senkend,
Stille Gräber-Reihen bilden.

Schneebedeckte, kalte Steine
Ohne Inschrift zeigen schweigend
Die bescheid'ne Ruhestätte
Jedes stillen, müden Toten,
Den die weiche Erde aufnahm.

Zweimal starben diese Toten.
Lichtlos, wie ein kurzer Schnee-Tag.
Lautlos, schattenhaft entgleitend,
Schwand der Geist. Die tote Seele
Blieb dem qualvoll kranken Leibe,

Bis die heil'ge Sterbestunde,
Mild erlösend, weich verschleiernd,
In die tiefe Nacht des Wahnsinns
Einen Lichtstrahl Gottes senkte,
Leuchtend durch die Ewigkeiten.

Zweimal starben diese Toten.
Aus dem Schatten ihrer Gräber
Ragt das Turmkreuz der Kapelle
Feierlich der Nacht entgegen.
Still erlischt der weiße Schnee-Tag.

Quellenangaben



Meine Lizenz



Ebook: [Gisela Rieger](#)

Texte ebenfalls auf der Homepage von Gisela Rieger unter:
lifedaysseite.de/literatur03_gesamtinhalt_geschichten_gemberg.html

Cover: "Novellen", wurde dem gleichlautenden Buch entnommen und neu ver- und bearbeitet durch gisela rieger

Kleines Bild: Logo 664: „OPEN“, heinz.p, CC-Lizenz (BY 2.0)
<http://creativecommons.org/licenses/by/2.0/de/deed.de>
Bild stammt aus der kostenlosen Bilddatenbank <http://www.piqs.de>

Bild zu Der Irren-Friedhof: Kreuz Caspar David Friedrich,
Kreuz an der Ostsee, 1815, gemeinfrei, neu bearbeitet durch Gisela Rieger

VISION



Vision
Novelle

Adine Gemberg

Vorwort

Anthology An Anthology of Writing 1850-1907

In der Kurzgeschichte "Vision" erkundet Gemberg einen Moment tiefgründiger Intensität, wenn eine junge Braut Christi in der Kapelle ihres Konvents in das Reich des Geistes eintaucht und eine mystische Verbindung mit dem gekreuzigten Retter sucht. In bewegender und kraftvoller Sprache zieht Gemberg den Leser in die ekstatischen Visionen der Nonne, die in ihrer unerklärlichen, stillen Leidenschaft den Unterschied zwischen lebendigen geistlichen Erlebens und mechanischer religiöser Anbetung verdeutlichen und sich scheinbar auch dem Verständnis ihrer Ordensschwwestern entziehen.

(Übersetzung ins Deutsche: ©Maren Garn)

Aus — Der Nonnengarten — An Anthology of German Woman's Writing
1850 -1907

Dämmerung in der Kirche! Dicke graue Weihrauchwolken lagern und schweben um die rote Glasampel, in der das Ölflämmchen der ewigen Lampe flackert. Wie ein Blutstreifen fließt das rote Licht über das weiße Gewand der jungen Nonne, die vor der Seitenkapelle kniet. Die schmalen Finger umklammern das Kruzifix an ihrer Gebetsschnur. Sie hat es an die blassen Lippen gepreßt, inbrünstig betend, leidenschaftlich stammelnd, wieder und wieder, bis das Erz brannte, bis die bleichen Lippen glühten wie Purpur. Fieberglut lodert in den großen, leuchtenden, tiefumschatteten Augen.

Schön, wie ein Weib im weltlichen Kleide niemals sein kann, ist diese schlanke Jungfrau in den fließenden Falten des weichen, dunklen Schleiers, mit den durchgeistigten Händen, mit den brennenden roten Lippen in dem totenbleichen, edlen Antlitz, in dem nichts lebt wie diese Augen, diese Augen — — — — regungslos blicken sie auf das Bild des segnenden Heilandes über dem Altar. Sein Gewand ist weiß, schleppend, faltig, wie die Ordenstracht der „Damen von der ewigen Anbetung,“ denen die Klosterkirche gehört. Die jugendliche Männergestalt auf dem Bilde hebt die Arme, lächelnd, segnend. — —

«Lebe» — flüstern die brennenden Lippen. — Mit qualvoller Sehnsucht blickt sie zu ihm auf. Ihre Seele, ihre Sinne umklammern diese Gestalt, diese leuchtenden Locken, diese müden, träumenden Augen — alles andere versinkt, vergeht neben dem Bilde. Ein Nebelmeer wird die Kirche. Grau, wogend, lebend — von blutigen Lichtern durchflackert weben und schweben die Weihrauchwolken —nein, es sind keine Rauchwolken, es sind Himmelswolken geworden, und aus ihnen strahlt das Antlitz des Erlösers herab auf die Betende.

«Lebe!» stammeln ihre Lippen mit der vollen Kraft des Glaubens, mit der vollen Suggestion eines starken, konzentrierten Willens. — «Ich weiß, daß du lebts —sie haben mich's gelehrt — ich bin nicht die Braut eines Toten geworden — ich will nicht die Priesterin eines Götzenbildes sein — nein — nein — eine Himmelsbraut — die Geliebte eines Lebenden! Lebe, wenn du mich liebst, wie ich dich liebe.» — — —

Der Heiland lächelt. Leise bewegen sich die Falten seines weißen Gewandes. Oder sind es nur die flackernden Lichter der ewigen Lampe, die leiseschwebenden Nebelschleier der Dämmerung?

Wilde Glut bricht aus den dunklen, übergroßen Augen in dem verklärten, wachsbleichen Mädchenantlitz. Mit wahnsinniger Spannung, mit bebender Freude sieht sie seine Bewegungen; sie fühlt, wie seine Arme sich senken — — ja, sie fühlt es, denn es geht eine Kraft von ihm aus, ein magnetischer Strom, der zu ihr leitet, der mit unwiderstehlicher Gewalt ihre Hände in die Höhe zieht, seinen Händen entgegen. Sie versucht ihre Arme zu senken — vergeblich — eine unfäßbare Kraft zieht sie empor.

Sie hält jetzt die Gebetsschnur hoch über ihrem Haupte dem Altarbild entgegen. Aus ihren Fingerspitzen dringt ein schwaches Leuchten. Es ist nicht so hell wie Phosphor, es ist nur wie ein Glanz, der von der weißen Haut ausgeht, ein Glanz, wie von mattschimmernden Perlen.

«Offenbare dich mir, daß ich von dir zeugen kann, Herr,» stammelt ihre Seele — — sie weiß nicht, daß die Worte ihr über die Lippen treten, daß sie in heißem Flüsterton durch die Kirchen rauschen, widertönend von der Wölbung, aus der Gruft hinter dem Altar, aus dem Nebelmeer, das um die rote Flamme wirbelt — «Offenbare dich mir — liebe mich, wie ich dich anbe und liebe — lebe» — —

Weit breitet sie die Arme auseinander und beugt sich zurück, das selige Antlitz dem Bilde zugewendet. Dann schließen sich die leuchtenden Augen, die brennenden Lippen werden fahl. Sie sieht die Christusgestalt nicht mehr — sie fühlt sie. — — —

Wie ein Alb legt sich's auf ihre Brust, eisig und doch ihr ganzes Sein durchlodernd wie eine Flamme. Die gespenstische Gestalt ruht an ihrem Herzen, und die Lippen, die weichen, lächelnden, segnenden Lippen des Jünglings suchen den brennenden Mund, der ihm zuflüsterte: «lebe,» der ihn durch seinen Willen zu diesem Schein des Lebens zwang.
— — — —

Die Jungfrau greift haltlos hinein in das Nebelmeer, das sie umwogt, sie entsetzt sich plötzlich vor den blutigen Lichtern, die wie Pfeile vor ihr niederschießen. Mit einem Schrei stürzt sie vornüber, ihre Stirn schlägt auf den Marmor der Altarstufen. —

Nacht! — Eine gelbflackernde Laterne wirft ihren Schein über die Steinfliesen der Kirche, über die weiße Gestalt der am Altar leblos Hingesunkenen. Ein paar Schwestern richten sie auf, und das runde, freundliche Antlitz der Oberin beugt sich über die Erwachende.

«Er lebt» — ihre heißen Blicke irren nach dem Goldrahmen, aus dem, steif und konventionell gemalt, die Gestalt des segnenden Christus herniederlächelt _ im Gewande des Ordens. — —

«Gewiß, meine Tochter,“ erwidert die Oberin, dem Blicke folgend, «gewiß —er lebt.» — —

Und mechanisch murmelnd, antwortet der Chor der Nonnen: «Er lebt — von Ewigkeit zu Ewigkeit.»

